Der
Breslauische Erzähler.
Eine Wochenschrift.
No. 51.

Den 16ten December 1809.

Erklärung des Kupfers.

Groß-Glogau von der Mittags-Seite.

Der Standpunkt, welchen der Zeichner beim Aufnehmen dieser Ansicht wählte, ist auf einem Hügel bei Lindenruh. Links erblickt man die Klostermühle und den Fußweg, welcher hinterwärts nach dem Dorfe Nauschwitz, vorwärts aber neben den Mühlen hin nach der Stadt führt, welcher im Sommer einer der schönsten Spaziergänge ist.

Die Belagerung

d. 16ten December 1806.

Wie fürchterlich summen und heulen
Kanonen und Mörser vom Wall,
es beben Gebälke und Säulen

vom Donner beflügelten Knall,
es bersten die Giebel und Fächer
es stürzen gebrochene Dächer;
die Schwachen verzagen, es droht
blutdürstig der Krieger mit Tod!

Horch! über dem Hause zerprasseln
die Bomben, sie bringen das Grab;
es springen Granaten, es rasseln
zerschmetterte Balken herab;
zermalmet sind Sparren und Ziegel,
hier bersten die Fenster und Riegel;
durch Wollsack, Gitter und Stein
saust mordend die Kugel herein!

Sie platzet im friedlichen Zimmer
mit schrecklicher Donnergewalt,
durch ihre zermalmenden Trümmer
wird grausend des Raumes Gestalt.
Die Aeltern mit Töchtern und Knaben
sind zappelnd im Schutte vergraben,
von qualmenden Dämpfen erstickt,
an jeglichem Gliede zerdrückt.

Schon flammen entzündet die Betten,
es flammen Gardinen und Wand.
„Auf, Bürger, zum Löschen und Retten,

nehmt

nehmt Wasser und Schläuche zur Hand;
schon lodern in Feuer die Sparren,
nicht laßt die Unglücklichen harren,
es ruft euch das Jammergeschrei
zur schleunigen Hülfe herbei."

Schon nahen die Leitern und Spritzen,
es lösen die Aexte das Dach, —
da sieht man von neuem es blitzen
und höret der Mörser Gekrach,
herstürzt auf die thätigen Retter
der glühenden Kugeln Geschmetter
und neben Ruinen und Glut
fließt selber der Friedlichen Blut.

Und immerfort donnern und pfeifen
Haubitzen und Bombengeschoß,
die brennenden Massen durchstreifen
Haus, Kirchen, Spitäler und Schloß,
es eilet der Bürger mit Jammern
in Keller und niedrige Kammern
und weinet in Thränen sich satt;
O Himmel errette die Stadt!

Der gute Gesellschafter.

In unseren Zeiten sagt man, ist es nöthig, ein guter Gesellschafter zu seyn, theils weil der Hang

Gesellschaften zu besuchen, allgemein ist, theils weil die Person danach beurtheilt wird, wie sie sich in derselben producirt. Wer sich von allen Zirkeln ausschließt, oder darin eine unbedeutende Rolle spielt, wird übersehen, oder als ein Mensch betrachtet, den seine Unbedeutung zur Einsamkeit verdammt. Wer aber in allen Pikeniks, Kränzchen, Gesellschaften eine Figur zu machen weiß, angenehm schwatzen, artig unterhalten, und jedem etwas Verbindliches sagen kann: der wird beliebt, geachtet, geehrt, er bekommt Bekanntschaften, Freunde, Connexionen, er wird gesucht, überall gern gesehen, man rühmt, man lobt ihn, er heißt ein Mann nach der Welt, ein lieber Mann, ein guter Mann, ein vortrefflicher Mann, er besitzt alle Eigenschaften von Werth, er ist gescheidt, witzig, klug, fein, gewandt, mit allen Hunden gehetzt, von allen Seiten, wie ein Diamant geschliffen, kurz ein guter Gesellschafter, ein Ruhm, der in einem großen Gefängniß, das man Stadt nennt, mehr gilt und mehr bewundert wird, als alle reelle Tugenden, die zu stolz oder zu wenig geeignet sind, in der großen Welt Parade zu machen.

Der verräth allerdings Armseligkeit des Geistes und Mangel an Witz, Gefühl, Menschenliebe und Schicklichkeit, wer in einer Gesellschaft nicht weiß, was er mit sich machen soll und zu der Masse der Unterhaltung nicht auch sein Scherflein beitragen kann. Wer mit Empfindungen und Ideen gefüllt ist, strömt gerne über und macht das Gespräch fruchtbar und lebendig. Und wer überhaupt Freund der Menschen ist, oder etwas Eitelkeit besitzt, ist schon

ohne=

ohnehin geneigt, sich mitzutheilen und sich einigermaßen gültig zu machen.

Man muß jedoch nicht übersehen, daß die Menschenliebe oft in Koketterie ausartet, die allen alles seyn will und endlich keinem etwas ist und daß die Eitelkeit bisweilen zu einem so faden Streben nach Beifall herabsinkt, daß man die Anstrengung nicht ohne Mitleiden betrachten kann. Wer übrigens einmal in einer Gesellschaft ist, der ist selbst verpflichtet, das Seinige zur Beförderung der Freude und des allgemeinen Vergnügens beizutragen.

Diejenigen, welche dem Hang zur Geselligkeit das Wort reden, behaupten, daß durch das Zunehmen der Geselligkeit in den neueren Zeiten die Kultur der äußeren Sitten sehr befördert werden sey. Diejenigen, welche Geist und Witz hatten, führten darin anfänglich den Ton, ihre Unterhaltung war lehrreich und interessant. Andere lernten ihnen die Kunst ab und wußten bald eben so viel Worte zu machen, als jene, ohne grade dieselbe Fülle der Gedanken zu haben. Die edlere Manier und zwanglosere Form, sich mit andern in Verbindung zu bringen und die feine, äußerliche Zucht im Umgang wurden dadurch befördert, der Ideenlauf selbst schneller und leichter. Vielerlei Kenntnisse wurden allgemeiner. Der äußerliche Anstrich von Artigkeit, Bildung und Höflichkeit breitete sich auf eine größere Menge von Menschen aus und verbannte jene zurückstoßende, steife Sitten, die das Eigenthum eines nur halb cultivirten Zeitalters sind. Die Menschen in naher Berührung reiben sich glatt.

Aber es läßt sich auch nicht läugnen, daß der immer mehr verbreitete Hang zur Geselligkeit auch

seine Nachtheile hat. Die Sucht zur Zerstreuung und Abwechselung wird dadurch genährt und der Leichtsinn befördert. Die Haupttugend unserer Vorfahren war Charakterstärke, ein Festhalten an einmal für gut erkannten Principien. Diese ist bei den Nachkommen in Charakterschwäche ausgeartet. Alte, ehrwürdige Begriffe, Wahrheiten, Tugenden haben ihre Kraft, Bedeutung und Wirksamkeit verlohren, und warum? Weil die Gemüther selbst durch Abwechselungen und Genüsse zerstreut und niemals gesammelt um über das, was wirklich wahr, gut und schön ist, nachzudenken, endlich ganz und gar ihre Innigkeit, Güte und Selbstständigkeit verliehren und nur an dem Vergnügen finden, was neu, frappant und glänzend und für den Augenblick unterhaltend ist.

Es ist eine alte Erfahrung, daß der Patriotismus mit der Häuslichkeit und der Religion in der genauesten Verbindung steht. Aber je mehr die Geselligkeit Ueberhand nimmt, desto weniger finden sich die Menschen in ihren vier Pfählen glücklich und desto lauer werden die religiösen Gesinnungen und Gefühle. Kein Wunder also, daß man ganze Nationen und einzelne Menschen gleichgültig die Trümmer derjenigen Dinge betrachten sieht, die sonst ihren Ruhm, Stolz und Größe ausmachten.

Die Geselligkeit befördert ungemein den Luxus und alle Arten der Verschwendung. Darin liegt ein Grund, daß Menschen, die vor funfzig Jahren mit ihrem Einkommen ausgereicht hätten, jetzt nicht mehr damit auslangen. Indem sie sich beschränken müssen, fühlen sie, daß sie etwas entbehren und

dies

dies wird die nächste Veranlassung zur Unzufriedenheit, der ersten Stufe zur Unglückseligkeit. Ehe noch der Trieb der Geselligkeit so manche Bedürfnisse bekannt und nothwendig gemacht hatte, und ein Hausvater und Hausmutter ihre höchste Freude in dem Bezirk ihres Hauses fanden, so wie die Kinder bei ihren Aeltern, da gab es mehr zufriedene und glückliche Menschen.

Vorzüglich hat sich die Schwatzhaftigkeit über alles und jedes außerordentlich vermehrt. Um zu unterhalten und die Langeweile zu vertreiben, wird über alle Dinge oberflächlich reflectirt, disputirt, raisonnirt, nichts aber gründlich und mit gehörigem Nachdenken. In der Gesellschaft ist nicht Wahrheit, oder Belehrung, sondern die Unterhaltung Zweck. Man zieht Gegenstände herbei, die man nicht versteht und nicht beurtheilen kann, redet ein Langes und Breites darüber und bildet sich endlich ein, daß man sie wirklich verstehe. Dies ist nun grade der Weg zur faden Oberflächlichkeit und seichten Raisonniersucht; ja was das Schlimmste ist, es führt zu der Einbildung jener Afterlebensphilosophie, die mit trivialen Sophistereien des Herz verführt, gegen alles Ehrwürdige und Heilige Gleichgültigkeit einflößt und den Genuß und den Egoismus zu den Hauptgötzen der Menschen macht.

Dies betrachtet, dürfte man zweifeln, daß ein guter Gesellschafter ein so großes Verdienst habe. Die besten Köpfe und die einsichtsvollsten Menschen sind oft sehr schlechte Zeitvertreiber und spielen in einer Versammelung eine unbedeutende Rolle, weil sie gewohnt sind, über eine Sache zuvor gründlich

nachzudenken, eh sie sich ein Urtheil darüber anmaßen. Diese Eigenschaft macht sie aber gewissermaßen unbrauchbar, weil die Gesellschaft über alles leicht und lustig dahin schlüpft und mehr die interessanten Aussenseiten, als den innern Gehalt der Dinge zu erforschen wünscht. Sie freut sich mehr über eine schöne Phrase, ein artiges Witzwort, ein anmuthiges Schwatzen, welches die Phantasie und den Scherz in Bewegung setzt, als über eine tief eingreifende Auseinandersetzung, welche den Verstand nur beschäftigt.

Große, edle, werthvolle Menschen sind in der Regel nicht für den Kleinhandel einer gewöhnlichen Conversation gemacht. Sie reden wenig, was sie aber reden, hat Gewicht. Selten setzt sie das Feuer der Leidenschaft in Bewegung, wo ihre Rede mächtig und hinreißend wird. Dazu müssen sie durch Gelegenheiten veranlaßt werden, die ein wirklich großes Interesse haben, oder die ihnen die Aussicht eröffnen, etwas Gutes zu befördern. Wie selten wird dies gegeben in einer Gesellschaft, die sich bloß zu amüsiren sucht! Sie sind unermüdliche Arbeiter in ihrem Amte, wirksame Beförderer des öffentlichen Wohles, gewissenhafte Bürger, Väter, Erzieher, Gatten, aber nur mittelmäßige Gesellschafter; sie stehen in dieser Hinsicht weit hinter denen zurück, welche ohne alle jene Tugenden und bei mittelmäßigen Gaben eine ganze Gesellschaft zuunterhalten wissen. Das Verdienst eines guten Gesellschafters gehört also nicht zu den großen Cardinaltugenden, die nothwendig in einem Manne vorausgesetzt wer-

den müssen, der ganz seinen Platz als Staatsbürger und Mensch ausfüllt.

Neujahrswunsch eines Arztes an einen andern Arzt.

Ich wünsch' Euch herzlich, hochgelehrter Schwager!
So herzlich, wie mir selbst, zum neuen Jahr,
:,: Denn traun! wir werden beide sonst zu mager :,:
Von reichen Patienten eine Schaar.

O! dürften wir dies Jahr vereint regieren,
Was gäb' es sonder Rast für uns zu thun!!
Wie wollten wir die Welt klistiren
Uud uns kasteyen am — gebratnen Huhn!

Wir haben jetzt erbärmlich schlechte Zeiten —
Die Menschen sind ganz unverschämt gesund.
Wird dieses Uebel sich noch mehr verbreiten,
Dann gute Nacht! dann gehen wir zu Grund.

Geckert.

Spanischer Unternehmungsgeist.

Jede Nation hat ihre eigene Periode, in der sie durch große Thaten hervorleuchtet und ihrem Namen

unter

unter andern Völker bekannt macht. Spanien ist von jeher die Scene blutiger Auftritte gewesen und die Einwohner zeichneten sich schon früh durch Muth, kriegerischen Geist, Beharrlichkeit und Freiheitsliebe aus. Seit dem Einfall der Araber, welche 711 den größten Theil des Landes unterjochten, führten die Spanier unaufhörlich Krieg mit den Ungläubigen, bis sie diese endlich gegen das 16te Jahrhundert glücklich unterjochten, oder aus dem Lande jagten. Es war kein Wunder, daß in einem Zeitraum von mehr als 700 Jahren, wo die Nation fortwährend die blutigsten Fehden bestand, sich ein Unternehmungsgeist und ein kühner, großer, heroischer Sinn entwickelte, wie er nur bei irgend einer Nation möglich ist.

Die Spanier öffneten sich durch die Entdeckung von Amerika ein neues Feld zu großen, allen Glauben übersteigenden Thaten. An Krieg, Arbeit, Anstrengungen und alle Entbehrungen durch ihre bisherigen Feldzüge gewöhnt, zeigten sie auch in der neuen Welt, daß sie die außerordentlichsten und abentheuerlichsten Entwürfe nicht nur fassen, sondern auch ausführen konnten. Wenn man die Geschichte von Amerika liest und die Eroberungen eines Cortes, der mit einigen hundert Mann das mächtige, schon zivilisirte, von einem kriegerischen Volke bewohnte Reich Mexiko eroberte, oder die Thaten der Pizarro's oder Almagro's und anderer begleitet, die ein unermeßliches ebenfalls schon gut eingerichtetes Kaiserthum in dem südlichen Amerika mit einigen Compagnien Soldaten anfielen: so glaubt man einen Roman vor sich zu haben, der in der Absicht

geschrieben ist, um in einem erdichteten Gemählde alles, was die höchste Kühnheit und der lebhafteste Enthusiasmus nur zu entwerfen und zu thun im Stande sind, zur Unterhaltung darzustellen. Beinah ist es nicht möglich, zu glauben, daß es Menschen in kühnen Unternehmungen und in Ertragung der höchsten Beschwerlichkeiten noch weiter treiben können.

Ein Beispiel davon mag diese Behauptung begleiten. Gonzalo Pizarro, welcher das Commando in Quito erhalten hatte, wurde von seinem Bruder beauftragt, die östliche Seite der Anden zu untersuchen, weil nach den Aussagen der Indianer dort Zimmt und andere köstliche Gewächse wachsen sollten. Gonzalo ging mit 340 Spaniern, davon die Hälfte beritten war, und 4000 Indianern, welche Provision tragen mußten, zu dieser Expedition aus. Sie bahnten sich mit unglaublicher Anstrengung einen Weg über die ungeheuren Gebirge durch Klippen und Wälder und obgleich die Indianer größtentheils ein Opfer der dort herrschenden Kälte wurden: so ließen sich doch die Spanier von dem weitern Vorrücken nicht abschrecken. Als sie jenseits in das flachere Land herabstiegen, vermehrte sich ihre Mühseligkeit. Es regnete zwei Monate lang, ohne nur so lange nachzulassen, daß sie hätten ihre Kleider trocknen können. Die ungeheuren Ebenen, die sie jetzt betraten, waren wenig bewohnt von rohen Horden, und boten keinen Unterhalt dar. Nicht einen Schritt konnten sie thun, ohne sich zuvor durch Gesträuche und Wildniß einen Weg zu machen. Demungeachtet arbeiteten sie sich

durch

durch bis zu dem Ufer des Napo, eines breiten Stromes, welcher sich in den Maragnon ergießt und baueten dort eine Barke, um über den Fluß zu fahren, sich Lebensmittel zu verschaffen und das Land genauer durchzuforschen. Sie ward mit 50 Mann bemannt unter dem Commando Orellana's, eines der vornehmsten Offiziere des Corps. Der Strom trieb das Schifflein mit einer reißenden Schnelligkeit fort und entzog es bald den Augen der übrigen Spanier, die zu Lande nur langsam und mit großer Beschwerlichkeit folgen konnten.

Orellana, ein kühner, ehrgeiziger Mann, folgte dem Strome und dachte an nichts weiter, als Entdeckungen zu machen, ohne sich weiter um seine hinterlassene Kameraden zu bekümmern. Auf seinem elenden Fahrzeuge fuhr er den Maragnon hinunter an beinah 2000 Meilen, mit Leuten, die ungeschickt waren, das Schiff zu regieren, ohne Lebensmittel, ohne Compaß, ohne einen Piloten. Sein Muth und sein Ehrgeitz ersetzten alle übrige Bedürfnisse. Nach vielen, ans Wunderbare grenzenden Abentheuern, Gefahren und Beschwerlichkeiten erreichte er endlich bei der Mündung des Stromes die See und kam über Cubagua nach Spanien zurück und brachte die Fabel von dem Daseyn eines weiblichen Amazonen-Volkes, welches er besucht haben wollte, zuerst in Umlauf, an deren Existenz man lange glaubte, bis die neueren Nachforschungen diese Sage zerstreut haben.

Aber es ist unmöglich, die Verlegenheit zu beschreiben, in der sich die hinterlassenen Spanier befanden. Sie glaubten Orellana'n wenigstens bei

der

der Vereinigung des Napo mit dem Maragnon zu finden, weil sie sich nicht einbilden konnten, daß ein Mann so gefühllos, grausam und kühn seyn könnte, sie zu verlassen und sich selbst einem beinah sicheren Untergang auszusetzen. Sie verfolgten daher an dem Fluße noch 50 Meilen weiter ihren Weg, bis sie einen Offizier fanden, welchen Orellana ausgesetzt hatte, weil er so muthig gewesen war, gegen seine Treulosigkeit lebhafte Vorstellungen zu machen. Hier erfuhren sie Orellana's Entschluß und erkannten ihre verzweifelte Lage. Sie waren über 1200 Meilen von Quito entfernt, ohne Lebensmittel, ohne Hülfsquellen, in Wildnissen, beinah ohne Hoffnung zur Rückkehr. Die Spanier verzweifelten nicht.

Sie machten sich muthig auf den Rückweg, sie mußten von Wurzeln und wilden Beeren leben, alle ihre Hunde und Pferde schlachten, das ekelhafteste Gewürme verzehren, ja ihre Degengehenke, Sattel und Riemzeug zernagen, um nicht Hungers zu sterben. 4000 Indianer und 110 Spanier kamen bei diesem Zuge um, welcher beinah zwei Jahre dauerte und da 50 Mann mit Orellana fortgeschifft waren: so kamen nur 30 Spanier zurück nach Quito, die nackend, wie Wilde, abgezehrt von Hunger und Beschwerlichkeit mehr den Gespenstern, als Menschen ähnlich sahen.

Der Amber.

Der Amber ist eines der geschätztesten Parfüms. Lichter, Räucherkerzen, Essenzen werden damit

wohlriechend gemacht, die Türken gebrauchen ihn als ein zur Wollust reizendes Mittel; hie und da wird er auch von den Asiaten und Afrikanern als Arzenei, oder als Gewürze in den Küchen angewendet. Eine Unze Amber wird in London gewöhnlich mit einem Pfund Sterling bezahlt. Dieses hohen Preises wegen wird er oft mit Reismehl, mit Storax oder andern Harzen verfälscht.

Er wurde schon in den früheren Zeiten gesucht und geschätzt. Man findet ihn auf der See schwimmend und an den Küsten. Die Alten hielten ihn für ein vegetabilisches Product, allein in den neueren Zeiten hat man entdeckt, daß dieses köstliche, theure Rauchwerk nichts weiter, als der Unrath, oder der aus Unverdaulichkeit entstandene Infarct des Cachelots, einer Art Wallfisch, sey. Man findet in den Bäuchen dieser Seeungeheuer bisweilen Stücke Ambers, die bis 100 und 160 Pfund wiegen, gewöhnlich aber nur kleinere Quantitäten von ein oder zwei Pfund. Nach den Beobachtungen der Wallfischjäger haben diejenigen Cachelots, welche viel Amber mit sich führen, ein krankes, mageres Ansehen und eine Geschwulst am Leibe, in welcher beim Aufschneiden der Amber gefunden wird; woraus man schließt, daß die Menge Amber das Thier krank gemacht haben müsse. Die kleinern Vorräthe von Amber werden immer im Darmkanal zwei, drei sechs Fuß weit vom After bei der Eröffnung hervorgesucht.

Der frische ausgenommene Amber ist weich und ähnlich an Farbe so wie an üblem Geruch dem flüßigen, schwärzlichen Unrath des Thieres. Wenn er

aber

aber der Luft ausgesetzt wird, nimmt er eine graue Farbe an und vertauscht den üblen Gestank mit jenem Wohlgeruch, der ihn so beliebt macht. Er wird dann in allen Stücken demjenigen Amber gleich, welcher auf der See gefunden wird und je länger er liegt, desto mehr gewinnt er an Güte. Wegen dieses seines Ursprungs wird er von den Japanern Wallfischmist genannt.

Die weiblichen Cachelots haben weniger Amber, als die männlichen. Sind die Thiere gesund und werden sie von der Harpune verwundet, so lassen sie gewöhnlich ihren Unrath von sich und die Wallfischjäger finden keinen Amber im Leibe. Sind sie aber krank, das heißt, leiden sie in ihren Eingeweiden an widernatürlichen Verhärtungen, welche von den unverdaulichen Ueberresten des Tintenfisches, der gewöhnlichen Nahrung des Cachelots, herrühren: so können sie den Amber, der dann gewöhnlich in größerer Menge sich gehäuft hat, nicht fahren lassen und die Sieger finden eine große Ausbeute. Diese Unverdaulichkeiten und Verhärtungen bringen auch jene eben erwähnten Geschwulste an dem Bauche hervor, welche den Fischern so großen Vortheil versprechen.

Gute Replik.

Zwei Bedienten eines großen Herrn hatten sich maulschellirt, jedoch, um weitere Unannehmlichkeiten zu vermeiden, sich endlich wieder vertragen. Als aber der Herr doch den Handel erfuhr, berief er

er die Bedienten vor sich und ließ sich den Vorgang der Sache erzählen. Diese thaten es und versicherten dabei: daß sie jetzt bessere Freunde wären, als je zuvor. Der Herr sagte ihnen: „Wenn ihr nach den Maulschellen so gute Freunde geworden seyd: so bin ich überzeugt, daß, wenn ihr euch mit Stöcken prügelt, ihr vor Liebe unsinnig werdet.

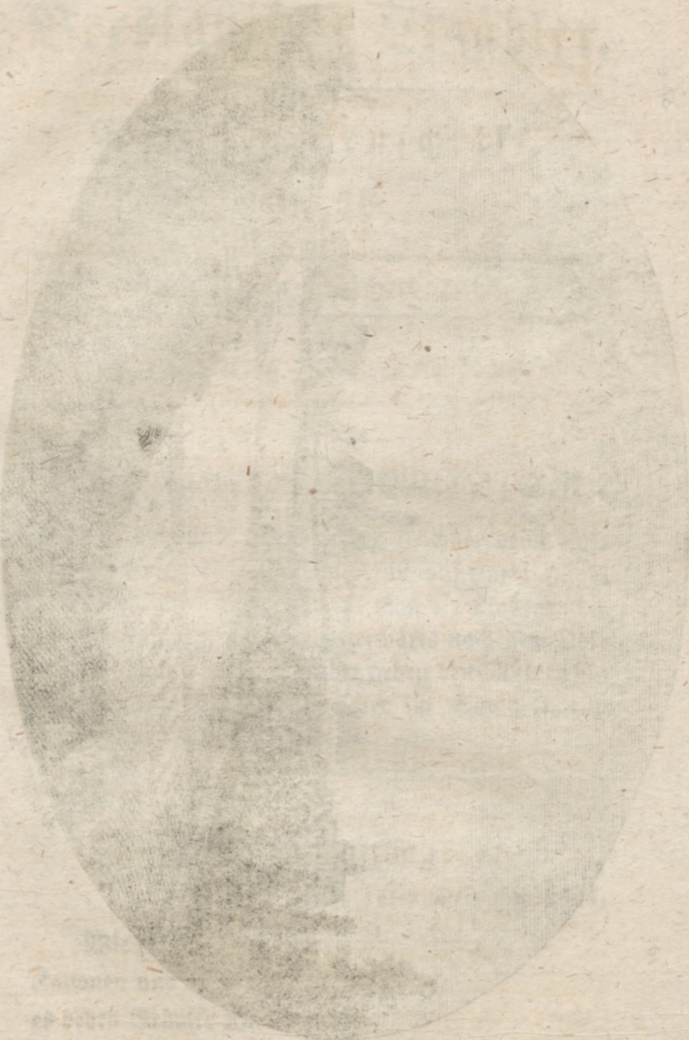
Auflösung des Räthsels im vorigen Stück.

Schwermuth.

Räthsel.

Kennst du den Punkt am Himmel ausgedrückt,
um den sich alles dreht und wendet,
den in der weitsten Fern das Aug' erblickt?
Der schönste Purpur wird von ihm gesendet.
Er deckt und färbt das Firmament
und leuchtet statt der Sonn= und Mondenscheibe;
doch giebt er keine Wärme deinem Leibe,
so hell und schön er brennt!

Dieser Erzähler wird jeden Sonnabend ausgegeben, und ist in der Buchhandlung bei Carl Friedrich Barth in Breslau so wie auf allen Königl. Preuß. Postämtern zu haben.



10.

51.



Scheubner del.

F. Endler sc.

Glogau